



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Plauderei.

Soll nicht das gesegnete Lamm Gottes im Neuen Bunde die gleiche Kraft von dem wahren, lebendigen Lamm erhalten? — Und so lassen sie sich ohne Zweifel gegen alle Einwendungen unserer Gegner sehr gut verteidigen. Und wenn auch die gewünschte Wirkung dieser heiligen Wachsfiguren nicht allzeit erfolgt, so darf dieses nicht dem Abgang der Kraft der benedizierten Sache zugerechnet werden, sondern dem geringen Glauben derjenigen, welche sich dieses Gegenstandes bedienen, oder einer verborgenen und nur Gott bekannten Ursache.



Plauderei.

Schwester Engelberta C. P. S., Kilema, Ost-Afrika.

Wollte soeben etwas Lustiges, Heiteres unserer Mutter Bernardine für ihre Caritasblüten erzählen. Aber sonderbar, so munter und fröhlich auch die afrikanischen Vöglein um mich herum singen und flöten in allen Tönen, und so wohlgenut ich mich auch in der wunderbar herrlichen, wildromantischen Natur in Ost-Afrika hier fühle, es fällt mir absolut nichts ein, obwohl ich erst glaubte, daß es nur so aus der Feder fließen würde. Ja, Tante Engelberta hat sich wieder einmal getäuscht! Unsere liebe Schwester Philippine selig, die erste und älteste unserer Schwestern-Genossenschaft, war ein frisches, munteres Münchener Kind und pflegte, wenn sie sich zuweilen getäuscht hatte, in ihrer humorvollen Weise zu sagen: „Da habe ich mich aber getäuscht, — da hättest Du Dich auch getäuscht, — da hättest sich ein jeder getäuscht, wie ich mich getäuscht hab', oder hättest Du Dich da nicht getäuscht? — So habe ich mich aber noch nie getäuscht, — so hat sich aber noch keiner getäuscht“, usw.

Ja, es gibt viele Täuschungen im Menschenleben, traurige und fröhliche. Ich möchte aber lieber von letzteren erzählen, von harmlosen Täuschungen, die ein heiteres Ende haben.

Es war vor mehr als 36 Jahren, da machten wir eine Reise zu Fuß und teils per Ochsenwagen. Aus dem schönen Reichenau sollten wir nach dem neuen, einsamen Missionsstättchen M. Kevelaer wandern. Am Morgen, als der Ochsenwagen angespannt wurde, war das schönste Wetter, und die gute Schwester Philippine und ich waren in rosigster Stimmung. Bald waren wir des Rüttelns und Schüttelns in dem sehr primitiven Fahrzeug müde und zogen es vor, zu Fuß zu gehen. Ein Teil unserer schwarzen Schulmädchen war schon voraus geeilt, und wir beide hatten vor, dem Karren gemütlich nachzugehen. Den Weg konnten wir ja nicht verfehlen. Unter munterem Geplauder achteten wir gar nicht besonders auf die Biegungen des Weges. Da, auf einmal standen wir ratlos an einem Kreuzweg. Wir spähten rechts und links, kein Wagen war mehr zu sehen, auch die Kinder schienen schon weit, weit voran zu sein — wo nun

hin? Rechts oder links? Kein Mensch kam des Weges, den wir hätten fragen können. Glaubten wir doch, als „bereits erfahrene Missionschwestern, welche schon ein paar Jahre in Afrika waren“, den Weg überallhin gut zu kennen! — Da hatten wir uns aber doch sehr getäuscht! — Was nun anfangen? Zu unserer nicht geringen Besorgnis bewölkte sich der Himmel immer mehr und mehr; ein Gewitter, und zwar ein schweres, schien im Anzuge. Als wir nun noch so eine Weile aufs Geratewohl den Weg nach rechts hineinbogen und tapfer weiter wanderten, sahen wir in weiter Ferne einen Ochsenkarren; kein Zweifel, es mußte wohl der unsere sein. Langsam rollte er dahin, wir aber begannen zu eilen, um ihn noch vor Ausbruch des Gewitters zu erreichen. Jetzt sahen wir, daß der Ochsenwagen halt machte und auf einem Ausspannplatz, wie es schien, stehen blieb. „Gott sei Dank!“ riefen wir fröhlich aus, „nun werden wir ihn bald erreicht haben. Vielleicht hat uns unser Fuhrmann gar schon bemerkt und will auf uns warten.“ Immer dunkler wurde der Himmel, Blitze zuckten, Donner rollten, der Sturm jagte uns gerade den wirbelnden Staub ins Gesicht, und noch immer waren wir eine gute Strecke von dem Wagen getrennt. Schon begann ein starker Platzregen auf uns niederzuprasseln, als wir endlich vor dem Wagen standen und mit Schrecken sahen, daß es nicht der unsere war, sondern ganz fremde, nackte, nur mit Lendentüchern bedeckte Neger die Führer machten.

Desungeachtet luden uns die Burschen ein, auf den Wagen zu klettern und unter dem gespannten Segeltuch Schutz vor dem Unwetter zu finden. Ganz im Eckchen dieser imposanten Wagenburg saßen wir nun auf Petroleumkisten und Mehlsäcken eines Farmers, welcher der Besitzer dieses Ochsenfuhrwerkes war. Auch die beiden großen Kerle, obwohl noch wild und unbeleckt von jeglicher Kultur, suchten da oben bei uns Zuflucht und waren sogar ganz vertraulich. In unserer Nähe fühlten sie sich sicher vor dem Zorne des großen Nkulunkulu, der jetzt so fürchterlich durch Blitz und Donner die Erde erschütterte. Auch ein etwa 12—13jähriger Knabe war als Ochsenführer dabei und rückte, ganz erschrocken über jeden Donnerschlag, immer näher zu Schwester Philippine. Als er sah, daß wir hie und da, wenn die Blitze gar so feuerleuchtend zuckten, das heilige Kreuzzeichen machten, versuchte er es ebenfalls. Endlich hellte sich der Horizont wieder auf und nun begannen wir mit unseren zahmen Wilden sogar ein kleines Bekehrungsgespräch. Letztere schienen wirklich ein empfängliches Herz für den heiligen Glauben zu haben. „Ich werde zu dir in die Schule nach Reichenau kommen,“ sagte der Knabe zu Schwester Philippine, und in der That, vier Wochen später hat er um Aufnahme daselbst und wurde einer der bravsten Schüler und später ein guter Christ. Sobald der Regen aufgehört hatte,

machten mir uns wieder schnell auf den Weg, und zwar zeigten uns die Burschen den Weg, wo wir Kevelaer finden sollten. Wir waren wieder ganz froh. Doch diese gute Stimmung dauerte nicht allzulang, denn wir hatten nach der Aussage der Leute noch fast zwei Stunden vor uns und der Weg war jetzt so schmutzig, so naß und schlüpfrig, daß wir nur mühsam mit unseren Sandalen vorwärts kommen konnten. Es kam ein kleiner Berg steil abwärts, und soeben warnte ich noch liebevoll unsere gute Schwester Philippine, ja recht vorsichtig zu sein, als ich schon selbst der Länge nach in einem tiefen Loche lag.

Erst waren wir beide vor Schrecken mäuschenstille. Als ich aber wieder flink auf den Beinen stand und dabei gar so schön tapeziert war, brachen wir in Lachen aus und liefen, besser gesagt rutschten, fröhlich weiter. Die arme Schwester Philippine tat sich aber recht schwer, denn sie hatte von Jugend auf ein Fußleiden und war weit zu gehen nicht gewohnt. Jetzt riß sogar ein Riemen von ihren Sandalen los und sie konnte fast nicht mehr vorwärts kommen. Da war guter Rat teuer. Wir entschlossen uns, barfuß zu gehen. Gesagt, getan. Aber auch das mußte erst gelernt werden; bald schrie die eine, bald die andere, denn die Steine, hartes Gras, Disteln und Dornen taten uns sehr wehe. Anfangs schmerzte uns der Sand und die kleinen Steinchen, doch bald bekamen wir vom Schlamm so weiche Sohlen, förmliche Schuhe, daß wir nicht mehr viel fühlten. Wir waren noch nicht sehr lange auf dem Weg, da sahen wir in der Ferne, unten im Talgrunde ein Häuschen, ganz umgeben von hohen Bäumen, so schön und deutlich, obwohl es sonst noch so neblig war, daß wir vor Freude ausriefen: „Dort ist's ja schon, das Häuschen von Kevelaer!“ Also frisch voran, drauf los! sagte Schwester Philippine und stampfte mutig weiter. Betend, stellenweise sogar in lauten Stoßgebeten, ja sogar ein Liedchen singend, marschierten wir vorwärts. Nun kam aber ein kleiner Wald. Da mußten wir durch. Es war so dunkel in demselben, und wir waren so ganz allein im Zulu-land, wo noch viele Zauberer darauf ausgehen, einsame Wanderer zu überfallen, den Kopf abzuschneiden, um Medizin zu bereiten. Gewiß keine Kleinigkeit. Wir wurden mäuschenstille und all die schrecklichen Ereignisse des vergangenen Jahres, wo an verschiedenen Stellen mehreren Personen, Männern, Frauen und auch Hirtenknaben, der Hals durchschnitten und so der Körper ohne Kopf aufgefunden wurde, kamen uns in den Sinn. Endlich waren wir wieder im Freien und atmeten auf, kein wilder Zauberer war uns begegnet. Nur tapfer auf unser Ziel zu. Aber was war das?

Je näher wir dem vermeintlichen Häuschen mit den Bäumen herum kamen, um so verschwommener sah es aus, und schließlich sahen wir, daß wir von einer „Fata Morgana“ betrogen

56

waren. Kein Häuschen, keine Bäume von Kevelaer waren es, nichts als eine Luftspiegelung, wieder eine Täuschung. Diesmal schien sie uns nicht so harmlos und lächerlich, o nein, mir kamen fast die Tränen, wenn ich auf den kränklichen Fuß der armen, herzenguten Schwester Ppilippine schaute. „Ach,“ sagte sie, „er ist schon ganz angeschwollen!“ — Etwas trostlos setzten wir uns auf den Steinfelsen vor unserer falschen Fata Morgana nieder. Warum sind wir nicht auf dem Wagen geblieben! Warum haben wir uns gar soviel afrikanische „Wegweisheit“ allein zugetraut! Wären wir der guten Stationsmutter von Reichenau, Schwester Angela, gefolgt! — Hat sie uns nicht so fürsorglich in weiche Decken auf Heusäcke gesetzt und gesagt: „Wenn der alte Ochsenkarren auch recht hin- und herrütteln und schütteln wird, nur drauf bleiben, es ist für euch doch besser, als zu Fuß diese Schlangenwindungen von Wegen zu wandern.“ Ja, ja, so hat sie gesagt, aber das muntere „Münchenerkind“ und das kleine „Wienerfrüchil“ wollten gescheiter sein und natürlich kleine Abenteuer erleben, — so geht es halt.

Während wir beide nun so saßen und herum sahen, wo und wie weit wohl Kevelaer noch sein mochte, siehe, da kamen unsere großen Schulmädchen; sie waren ausgesandt, uns entgegen zu gehen, und hatten uns schon mit viel Angst gesucht. Gott sei Dank! War das ein freudiges Wiedersehen mit unseren lieben Kindern! Es waren große, starke Mädchen, einige derselben wohl schon älter als ich, und als sie sahen, daß wir müde waren und zudem noch ein Fluß zu überschreiten war, nahmen sie uns, trotz unseres Widerstrebens, zwei und zwei auf ihre starken Arme und trugen uns hinüber.

Wir waren ja überhaupt schon ganz nahe der kleinen, unter den Bäumen versteckt liegenden Station. War das eine Freude, als wir glücklich angekommen waren und vor den Stufen des Altars dankend niederknieten. Ach, es war ja noch alles o armselig in Kevelaer, alles erst im Entstehen begriffen, doch stand schon eine kleine Statue unserer lieben Frau von Kevelaer auf dem von Kisten zusammengestellten Altärchen, welches wir nun, zum Dank für die glückliche Ankunft nach all' den Verirrungen und Täuschungen, schmückten. Liebe Schwester Philippine lehrte die nächsten Tage wieder nach Reichenau zurück, während meine Wenigkeit, obwohl ich der kaffrischen Sprache erst in geringem Grade mächtig war, als Lehrerin hier bleiben sollte. Es war aber leider noch kein einziges Kind auf der soeben angekauften Station, und so war es natürlich meine brennendste Sorge, recht bald welche zu werben.

„Mein Jesus, gib mir Seelen“, betete ich fortwährend, und in meiner jugendlichen Begeisterung verfaßte ich ein ganzes Gedicht darüber, welches ich aber natürlich sorgfältig verbarg und nur heimlich für mich selber las und deklamierte. Zu meiner hellen

Freude kamen schon bald die vier ersten Schülerinnen. Es waren Kinder von 10 bis 14 Jahren und baten gar schüchtern um Aufnahme. Ich frug sie: „Ihr wollt also Gott kennen und lieben?“ Prompt wiederholten die Kinder, die mich offenbar kaum verstanden, meine Frage, dabei den fremden Tonfall meiner Stimme möglichst getreu nachahmend. Langsam und deutlicher, d. h. so gut oder so schlecht, als ich eben damals kaffrisch stotterte, fuhr ich fort: „Ihr dürft aber nicht davonlaufen, wenn es euch hier am Anfang hart vorkommt.“ Auch diesen Satz sagten sie mir, und zwar womöglich noch verkehrter nach, als ich ihn ausgesprochen hatte, und blickten mich dabei ganz treuherzig an. — „Seid ihr alle Mädchen? Ist kein Knabe unter euch, und wollt ihr wirklich bei uns bleiben?“ fragte ich langsam und deutlich.

Da wiederholten sie in frischem Chor: „Sonke mantombagana, aikona mfana hlala ema Romeni.“ Alle Mädchen, kein Knabe, bleiben bei ama Roma! — Damit war zunächst das Examen rigorosum beendet. Ich nahm meine lieben Kinderchen mit und steckte sie alle in frische Hemden, blaue Kattunkleidchen und helle Schürzen. Den nächsten Tag kamen die Eltern. Die Kinder, welche ohne Erlaubnis derselben heimlich von Hause fortgelaufen waren, eilten sofort in die Schule hinein und blickten nur zuweilen verstohlen zum Fenster heraus.

Die betrübten Mütter fragten nach ihren Kindern und behaupteten dabei zu meiner Verwunderung steif und fest, es seien drei Mädchen und ein Knabe. Ich antwortete nach bestem Wissen, es seien gestern allerdings ein paar Mädchen hierher gekommen, von einem Knaben aber wußte ich nichts. Bei dieser Kunde fing nun eine der Mütter ganz erbärmlich zu schreien und zu weinen an: „Ach, wo ist denn mein guter, lieber Sohn! O armer Knabe, o liebes Kind, vielleicht bist du gar von irgend einem Zauberer ermordet worden! Du mein armer Knabe!“

Doch sieh, während die betrübte Mutter so herzerreißend stöhnt und jammert, da öffnet sich plötzlich das Schulfenster, eines meiner Mädchen hüpfte mit kühnem Sprung heraus, eilt mit sehr männlichen Schritten auf die jammernde Kaffernfrau zu — und Mutter und Sohn liegen sich in den Armen. Mein Erstaunen war natürlich groß. Wieder einmal eine Täuschung, aber eine harmlose! — Hatten mir nicht die Kinder selber gesagt, es sei kein Knabe darunter? Doch das beruhte eben auf einem Mißverständnis. Sie hatten mir einfach sagen wollen, nur die Mädchen aus der Umgegend wollen bei uns in die Schule gehen, die Knaben aber noch nicht.

O wieviele Abenteuer, Erlebnisse gäbe es noch aus den ersten Zeiten unseres Missionslebens zu erzählen! Damals, wo alles noch ganz wild, das Volk total unzivilisiert, die Straßen noch unwirbar waren, wo es noch keine Brücken, geschweige denn

Kulfschen oder gar Eisenbahnen oder Autos gab! Gewiß, es war doch zu jener Zeit noch viel interessanter, in Südafrika zu sein, wenn auch beschwerlicher und oft gefährlicher; aber schön war es doch, und unsere heutigen jungen Schwesterchen werden so etwas nicht mehr erleben, außer sie dringen wieder tiefer ins Wilde von Afrika hinein oder kommen nach Osten oder Westen, wo die Zivilisation noch nicht Fuß gefaßt. Kostbar sind diese Erlebnisse, und wir alte Veteranen fühlen uns glücklich, gerade jene erste Zeit gelebt und gearbeitet zu haben.



Hoher Besuch in Maria-Zell.

Der Superintendent-General für das Schulwesen aus Kapstadt, Dr. Viljoen, sowie seine Begleiter: Mr. Bennie und Mr. Kof, Schulinspektoren, machten auf ihrer Reise halt in Maria-Zell. Der hohe Gast wollte, wie er sich äußerte, einmal das entlegene Transkei durchreisen und unsere Missionsstation Zell, von welcher er durch Mr. Bennie so vieles gehört habe, besuchen. Da wir von dem Besuch in Kenntnis gesetzt waren, konnten wir wenigstens einige Vorbereitungen treffen. Sobald die Autos in Sicht waren, läutete die Schulglocke, um alle Schüler, 300 an der Zahl, zusammen zu rufen. Bald bildeten sie Spalier, von der Kirche aus den Weg entlang. Die meisten Kinder hatten Fähnchen in der Hand, und es war wirklich eine stattliche Reihe.

Mit einem kräftigen „Hurra“ und freudigem Schwenken der Fahne begrüßte die Schuljugend die Gäste. Ein schönes Marschlied, kräftig unterstützt von der alten Trommel, klang den Herren entgegen. Dr. Viljoen war ganz begeistert von dem schönen Empfang, wie er bis jetzt in Transkei noch keinen gehabt hatte. Nach einer kleinen Erfrischung besichtigten die Gäste die ganze Missionsstation: Schule, Grotte, Mühle usw. Abends um 8 Uhr boten die Schüler eine kleine Unterhaltung. Zum Schluß hielt der hohe Herr eine Ansprache an die Anwesenden, wobei auch die meisten Brüder und Schwestern zugegen waren. Er lobte besonders das Bestreben und die Arbeit des hochw. Pater Canisius, der die Schule zu solcher Höhe gebracht habe. Den Eingeborenen und Schülern machte er in kräftigen Worten begreiflich, welche Opfer die Missionare und Schwestern gebracht haben, wie sie die Heimat, Eltern, Geschwister, manche Bequemlichkeiten, kurz, alles verlassen haben, das Meer durchkreuzt hatten, um sich für die Eingeborenen zu opfern, und das nicht um irdischen Gewinnes wegen, sondern aus Liebe zu Gott und zum Nächsten.